

Piranhas

Autor(en): **Hagen, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kleider dringt und ihn vor Kälte erstarren lässt. Doch der Mensch gibt sich nicht geschlagen. Wieder rafft er sich auf, ringt den entfesselten Gewalten Meter um Meter seines Weges ab. Zäh. Verbissen. Mit weissem Gesicht.

Ungleich ist der Kampf. Alle Macht ist bei der Natur — aber aller Wille beim Menschen. Und der Wille siegt.

Ohnmächtig muss der Sturm zuschauen, wie das winzige Lebewesen die Hütte erreicht — das Hüttlein, das — bis zum Dach im Schnee vergraben — gegen das Wüten sicherer Schutz bietet. Und während der Mensch in der Hütte, müde und mit dem Lächeln des Siegers im brennenden Antlitz, weitgeöffneten Auges in das prasselnde Feuer starrt, rast draussen, Stunde um Stunde, der Wintersturm über den Rhätikon.

Wintersturm über dem Rhätikon! Aechzend stemmen sich die schwarzgerauchten Balken der Hütte dem Toben der Elemente entgegen. Die brennenden Scheiter im Herd drohen, bald aus Luftmangel zu ersticken, das andere Mal, wenn sich der brüllende Orkan eine Atempause gönnen muss, durchs Kamin davonfliegen. Es ist warm und heimelig in der Stube und dennoch — die Geborgenheit in den engen vier Wänden birgt genug Schreckhaftes. Das Stöhnen der Balken, das Aechzen der Wände, das Krachen und Knistern der Schindeln auf dem Dach steigern sich in der Einsamkeit zu Seufzern und Schreien einer gemarterten Kreatur. Doch die folgende Stille ist noch lastender und schwerer zu ertragen. Sehnsüchtig wartet der Mensch auf das Wiederanheben der Klagelaute, die ihm die Versicherung geben, dass nicht alles Leben in dieser weissen Oede erstorben ist.

Draussen schneit es. Draussen ist ein orgiastisches Chaos von Sturm, Schnee und Kälte, dem nichts mehr standhält. Der Schnee wächst und wächst. Wie einriesiges Untier seinen Geifer, schleudert ihn der Sturmwind gegen die kleine Hütte, die in dem uferlosen weissen Strom unterzugehen droht. Und mit ihr der Mensch, den sie beherbergt. Es schneit ohne Unterlass. Nicht nur das winzige Hüttlein, nein, das ganze Tal, die Berge, die ganze Erde scheint in diesem Meer von Schnee ertrinken zu müssen. Sogar die Luft ist erfüllt von Schnee, von Schnee und — Sturm. Er ist das Element, das sich immer wieder als der grosse Herrscher erweist. Mitten durch sein Fauchen und Heulen wächst ein dunkles Grollen, das sich zum

Donnergetöse steigert. Die Balken und Bohlen klagen, als würden sie auseinandergerissen. Ein Zittern läuft durch den Boden und lässt die wenigen Teller und Tassen im Schrank erklirren. Dann vererbt das Zittern, erstirbt das Donnerrollen: irgendwo im Tal ist eine Lawine niedergegangen.

Immer noch fällt der Schnee und heult der Sturm. Stunden und Stunden. Niemand weiss wie lange. Aber dann hatte sich der Sturm doch einmal müdegeheult und war ausgeblieben. Es fällt auch kein Schnee mehr, ja, der Himmel zeigt sogar ein blaues Loch.

Alles ist hell und weich und weiss und still. Grabesstill. Droben in den Bergflanken hängen lose Schneeblätter, an den Gräten kleben trügerische Wächten. Ueberall lauert der weisse Tod. Aber wie weit sein Auge zu schauen vermag, gibt es nichts mehr, das ihm zu Frasse dienen könnte.

Oder doch?! Talaus läuft eine feine, blauschattende Spur: ein Mensch. Ein Mensch auf Skiern. Und über ihm, tausendfach und riesig, der weisse Tod!

Aber der weisse Tod rührt sich nicht.

Er hat ihn übersehen. Der Mensch war zu klein. Nur ein ganz winziges Pünktlein in dem grossen weissen Schweigen.

Hans Hagen

P I R A N H A S

«Piranhas? Nein, die haben wir nicht mehr!» beantwortete Professor Carstens, der Leiter des grossen Aquariums zögernd meine Frage, als wir in der Süswasserabteilung vor den riesigen Glaswänden standen, hinter denen die farbenprächtige Fischwelt tropischer Gewässer den entzückenden Beschauern ihr seltsames Leben vorführte.

«Früher hatten wir auch welche», fuhr er fort, wahrscheinlich, weil er meine Verwunderung darüber merkte, dass dieses zweitgrösste Aquarium Europas eine Fischart vermissen liess, die in anderen kleineren Aquarien zum selbstverständlichen Bestand zu gehören pflegte.

«Früher?»

«Gerade hier im Bassin acht zeigten wir genau ein Dutzend jener mörderischen Ungeheuer!»

Er wies auf eine Glaswand, durch die man jetzt einen Schwarm Segelflossen fast bewegungslos im grünlich schimmernden Halbdunkel schweben sah.

«Eines Morgens fanden wir die Scheibe eingeschlagen, das Bassin leergelaufen und die Piranhas tot im noch feuchten Sand.»

Professor Carstens griff nach einem abseits stehenden Eisenständer, der ein Schild hielt, das die Besucher mit freundlichen Worten ermahnte, sich nicht an die Scheiben zu lehnen.

«Mit diesem Eisenfuss hatte Senhor Varaiso das Glas zerschlagen; aber erst beim dritten Schlag brach die dicke Scheibe!» Er machte eine Pause. Schaden erlitten wir keinen, denn noch am Vormittag des gleichen Tages suchte er mich auf und legte mir einen Scheck auf den Tisch, dessen Summe ausgereicht hätte, die ganze Süswasserabteilung neu zu errichten... Ja, und dann erzählte er mir, warum er vor Bassin acht die Nerven verloren hatte:

Wenige Monate bevor hier in Europa der grosse Krieg begann, streifte er als junger Zoologe durch die Urwälder des oberen Amazonas. Er wurde begleitet von seiner kleinen tapferen Schwester Barbara und ihrem Mann José. Ausserdem befand sich noch Tajo bei ihnen, ein alter Indio, der in der Gegend Bescheid wusste.

Nach anstrengenden Tagen, in denen sie nur mit knapper Not den Giftpfeilen der Uambisa-Indianer entronnen waren, überkam Barbara das Verlangen, in dem verlockend schimmernden Wasser des Maranon eines der Quellflüsse des Amazonas, zu baden.

Und obwohl der Alte dringend abriet und immer wieder versicherte: «Sein Piranhas hier! Senhora nicht ins Wasser gehen! Piranhas bringen Tod!», liess sie sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen, um so weniger, als man kurz vorher noch ein fettes Wasserschwein unbehelligt den Fluss durchqueren sah, und auch sonst nicht das

geringste Anzeichen auf die Gegenwart dieser Mordbestien hindeutete.

Erst schien es auch so, als ob Tajo mit seinem andauernden «Sein nicht gut, Senhora im Wasser! Piranhas kommen!» nur ein ängstlicher Schwarzseher war, denn Barbara schwamm schon lange weit draussen im Fluss, der an dieser Stelle träge und mit trügerisch glatter Oberfläche seine Bahn zog.

Aber plötzlich zuckten die Männer am Ufer zusammen. Das Mädchen hatte einen gellenden Schrei ausgestossen. Und in hilflosem Entsetzen mussten die drei zuschauen, wie es sich noch einmal mit schmerzverzerrtem Gesicht aus dem Wasser hob und dann lautlos versank. Nichts blieb zurück, als ein rötlich schäumender, brodelnder Fleck.

«Sein Piranhas», murmelte Tajo dumpf und wurde aschgrau im Gesicht.

Varaiso, der das furchtbare Ende des Mädchens noch gar nicht zu fassen vermochte, hörte den irren Aufschrei neben sich wohl kaum. Zu spät wich die Erstarrung von ihm, zu spät, um verhindern zu können, dass sich sein Schwager José in jähem Wahnsinn ebenfalls in die todbringende Flut stürzte. Aber noch dicht am Ufer erreichte ihn bereits sein Schicksal. Und nur als Sterbenden konnten Varaiso und Tajo ihn ans Land ziehen. Wenige Sekunden hatten den Piranhas genügt, um sich tief in seine Bauchhöhle hineinzufressen. Eines dieser Scheusale steckte noch in seinem Leib, als er verblutend starb.

Mit Hilfe eines selbstgebauten Flosses suchten Varaiso und Tajo zwei Tage lang den Fluss ab. Dann fanden sie Barbara. Nur noch ein blankgenagtes Skelett...»

Professor Carstens schwieg einen Augenblick. Dann fügte er hinzu:

«Ich muss zugeben, dass mich Senhor Varaisos grauenhaftes Erlebnis so tief beeindruckt hat, dass ich mich bis heute nicht entschliessen konnte, erneut ein Bassin mit Piranhas zu besetzen. Aber früher oder später werde ich es doch tun müssen. Die Leute verlangen danach. Vielleicht können Sie schon bei ihrem nächsten Besuch diese so harmlos aussehenden Tiere auch bei uns wieder bewundern. Ich bin sicher, dass Sie dann auch an Senhor Varaisos Schwester denken werden...» (bpa)